

gen. Vielleicht doch noch einen Ort finden, an dem man sich wenigstens in etwa wohl fühlt, alle Mühe auf sich nehmen, um doch noch einige Wurzeln zu schlagen. Nicht „alles oder nichts!“ sagen, sondern sich auch um „ein wenig“ bemühen.

Vielleicht bleibt jetzt noch die Frage: Was hat diese Art und Weise, mit Schwierigkeiten und Leid und Schmerz in unserem Leben umzugehen, mit der Nachfolge Jesu zu tun? Ich glaube, das ist gar nicht schwer zu verstehen. Wohl jeder Mensch muß es hinnehmen, daß ihm im Laufe des Lebens schwere Lasten auf die Schultern gelegt werden. Wer dann verzweifelt und sich resigniert in die Ecke setzt, der taugt gleichfalls nicht dazu, sich mit Jesus auf den Weg zu machen. Wer Schritt halten will in der Nachfolge Jesu, der muß es gelernt haben, wie er am besten Lasten trägt, ohne außer Atem zu kommen.

Denn es geht wahrhaftig nicht darum, daß wir möglichst viel leiden müßten, ja, daß am Ende gerade im Leiden die eigentliche Nachfolge Jesu bestünde. Es geht vielmehr darum zu lernen, wie wir uns mit Jesus auf den Weg machen können, trotz der vielen Lasten, die auf uns liegen. Wer Jesus nachfolgen will, der muß wissen, wie er die Last seines Lebens zu tragen hat, damit er nachfolgen kann. Denn die eigentliche Nachfolge, die beginnt erst dann. Sie beginnt da, wo einer trotz seiner Traurigkeit für andere noch ein gutes Wort, ein ermutigendes Lächeln, eine helfende Hand übrig hat. Wo jemand Vertrauen und Güte ausstrahlt, obwohl ihm das große Los niemals zugefallen ist. Wo jemand noch Wärme und Liebe geben kann, obwohl er selbst auf der Schattenseite des Lebens steht.

Das alles lernt man nicht in wenigen Tagen; das ist eine Aufgabe, die man nicht gelöst haben wird bis zum Ende, und wenn das Leben noch so lange währt. Aber es ist eine Aufgabe, die man jeden Tag neu angehen muß, wie das tägliche Gebet. Ja, sie könnte fast an die Seite des täglichen Gebets treten. Etwa so, wenn manch einer von uns spricht: Mein bestes tägliches Gebet, Herr, ist mein Kreuz, das ich erneut jeden Tag auf mich nehme. Amen.

Glosse

Ekkart Sauser

„Ton“ und „Unterton“ in den theologischen Auseinandersetzungen

Am Beispiel: Bemühen um Jesus Christus

Der Autor analysiert in der folgenden Glosse eine Situation, unter der viele leiden, die sich redlich um eine Verlebendigung und Vertiefung des Glaubens bemühen: Wenn verschiedene Themen aufgegriffen werden, wenn bestimmte Autoren zu Wort kommen, wenn Versuche gemacht werden, das Alte durch Neues lebendig zu erhalten, laufen sie Gefahr, als „Glaubensverunsicherer“, als „Unglaubwürdige“ u. ä. abgestempelt zu werden. Das Rezept des Verfassers gegen diese Krankheit lautet: Im Glauben an den Glauben des anderen und im Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit den anderen ertragen — also Toleranz schon im inneren Denken und in den „Untertönen“ des Redens über andere. red

Wenn auch der „Ton“ in den theologischen Auseinandersetzungen der letzten Jahre, insbesondere in der gegenwärtigen Bemühung um ein richtiges Verständnis Jesu Christi, im Sinne eines offiziellen Respektes vor den Überlegungen des anderen oft gewahrt wird — so etwa mit der gängigen Formel: „in Würdigung des legitimen Anliegens“ — erscheint es doch manchmal fraglich, ob denn hinter dem „guten offiziellen Ton“ auch ein „guter inoffizieller Unterton“ stehe, ob also tatsächlich die persönliche Achtung vor der Meinung des anderen vorhanden ist. Es hat den Anschein, als ob der offiziellen Beachtung oft eine inoffizielle Mißachtung, Verdächtigung, grundsätzliche Infragestellung der Rechtgläubigkeit des anderen entspreche. — Die Schizophrenie solcher Doppelgeleisigkeit liegt auf der Hand; solches Tun artet unweigerlich in ein förmliches Gestrüpp von Unehrllichkeit im zwischenmenschlichen

Verhalten aus. Tatsächlich sollte der äußere, gute, offizielle Ton womöglich nichts anderes sein als ein Spiegelbild eines inneren, guten, inoffiziellen Untertons.

Welche Voraussetzungen können für die Sicherung eines „guten Untertons“ (im Sprechen über Christus) angeführt werden?

Das Anliegen — dem Glauben zu dienen — ernst nehmen!

An erster Stelle wäre das ehrliche Bemühen zu nennen, sich immer wieder vor Augen zu halten, daß es dem anderen in seinen Anregungen, Überlegungen, Infragestellungen, ernstgemeinten Korrekturen usw. um die Bereicherung des Glaubens geht, also um einen zentralen Dienst eines Christen an anderen. Denn: Was ist schöner und wichtiger, was zeugt mehr von echter Liebe zu Christus als das Bestreben, die Person dieses Jesus Christus greifbarer, hilfreicher, tröstlicher, überzeugender in die Mitte der an ihn Glaubenden zu stellen?

Dabei muß noch bedacht werden, daß der, der sich darum bemüht, in einer Bewegung ist, die unter Umständen sogar in Begeisterung münden kann.

Begeisterung aber bedeutet im übertragenen Sinne auch „Feuer“, wobei man an die Worte Jesu denkt: „Ein Feuer auf die Erde zu bringen bin ich gekommen, und wie sehr wünschte ich, daß es schon entfacht wäre“ (Lk 12,49), oder an ein bei Origenes überliefertes außerevangelisches Jesuswort: „Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe“ (in Jerem. hom. lat. 3,3). Feuer aber läßt den, der daneben steht, normalerweise nicht in Ruhe, es will die Umgebung mit entzünden. Das kann verständlicherweise auf Widerstand und Ablehnung stoßen. Solch ein „feuriges Bemühen“ kann dazu führen, daß jemand sich wegen des feurigen Charakters solcher Darlegungen in seinem Inneren auflehnt — wie gesagt, wegen des Feuers und nicht wegen einer Unwahrheit oder wegen eines Verstoßes gegen die offizielle Lehre.

Dieses Sichauflehnen kann weiters dazu führen, daß man glaubt, hier sei nicht nur

Feuer, sondern auch Verunsicherung des Glaubens am Werk. Und der gefährliche Mechanismus beginnt abzulaufen: Man hält den betreffenden Theologen für absolut ungläubwürdig und vernichtet ihn so innerlich, jede Form ist recht, da der Verteidigte ja Gott selbst ist und da in diesem Fall doch der Zweck die Mittel heiligt; es ist dann nur eine Frage der Zeit, daß dem schlechten Unterton und der „inneren Hinrichtung“ die „äußere Hinrichtung“ folgt. — Aber eigentlich dürfte es doch nicht so laufen: Man dürfte sich durch die Begeisterung des anderen nicht in die Enge treiben lassen und dann vollkommen falsche Schlüsse ziehen, man dürfte nicht so leichtfertig zwischen Begeisterung und Verwirrung verwechseln, man müßte anerkennen, daß Begeisterung unter Umständen auch zu Neuformulierungen führen kann und muß, um das Glaubensverständnis zu vertiefen.

Also nochmals: Die grundsätzliche Voraussetzung für den guten, „heimlichen“ Unterton in der Stellung zur (christologischen) Meinung des anderen ist die des Glaubens an den Glauben des anderen und die „sine ira et studio“ geleistete Einkalkulierung der oft für die eigene „Rechnung“ unberechenbaren Begeisterung des anderen, wobei diese Annahme der Begeisterung des anderen oft zu einer direkten Last werden kann, deren man sich nicht leichthin entledigen darf mit dem Hinweis auf Ungläubigkeit oder zumindest auf Verunsicherung des Glaubens. Vielmehr gilt auch dafür das Wort der Schrift: „Einer trage des anderen Last, so erfüllt ihr das Gesetz Christi“ (Gal 6,2). Bis zum sicheren Erweis des Unglaubens eines Menschen hat man an seinen Glauben zu glauben. Dieser „sichere“ Erweis ist allerdings in den meisten Fällen kaum möglich, sodaß man das letzte Urteil ruhig Gott überlassen kann. Das bedeutet nicht, daß nicht einzelne Aussagen in Frage gestellt werden dürfen und sollen; aber dies darf nicht „mit der linken Hand“ geschehen, der Glaube des Betreffenden darf nicht angetastet werden, der Betreffende darf nicht zum „Glaubensverunsicherer“ abgestempelt werden.

Ja zum theologischen Pluralismus!

Zur Wahrung eines guten Untertons ist weiters wichtig, daß man sich bemüht, das Phänomen des Pluralismus (auch im Denken um Christus) anzunehmen. Jeder theologisch Gebildete kennt etwa den biblischen Pluralismus in den Aussagen um die Person Jesu. Dennoch herrscht im Hinblick auf die Wertschätzung Jesu auch das Bestreben, das Denken um diese Gestalt zu vereinfachen oder bestenfalls den Pluralismus nur dem innersten Kern der theologischen Gelehrten zu überlassen mit dem Grundgedanken: dieser Pluralismus sei im Grunde theologischer Luxus, Kennzeichen für eine Zeit der Kirchengeschichte, da man eben noch um die Gestalt Christi ringen mußte, bis die großen einfachen Definitionen kamen, die „den Leuten“ den für alle Zeiten sicheren Christus schenkten.

Hier gilt es nun, in den innersten Gedanken Ordnung zu machen, theologische Ordnung, die weiß, daß nicht die dogmatischen Kurzformeln allein schon genügen bzw. das Festhalten schon ein untrügliches Zeichen für einen lebendigen Christusglauben ist, in dem die Person Christi zum Zielpunkt persönlicher Begegnung wird. — Die dogmatischen Kurzformeln sind immerwährend der Ausgangspunkt und manchmal auch Punkt der Rückkehr nach langen, auch existentiellen, Umschreibungen der Gestalt und der Bedeutung Jesu Christi.

Wenn nun bei solchen Umschreibungen nicht immer die dogmatische Kurzformel voll berücksichtigt wird, dann darf man sich nicht zur Unterstellung verleiten lassen, in dieser nicht gebührenden Erwähnung stecke so etwas wie eine Negierung dieser Formel, was dann sehr bald fast notwendigerweise zur Andichtung von Unorthodoxie führt. Hier gilt es, die unvoreingenommene Gesinnung zu wahren, die sich bemüht, realistisch zu sein, und die aus diesem Realismus heraus weiß: Christologische Umschreibungen haben es vom Wesen her in sich aufzulockern, zu erklären, an Stelle von Formen existentielle Bezüge zu setzen.

In diesem Zusammenhang muß auch betont werden, daß man sich davor hüten

muß, diesen Umschreibungen nachzuspionieren, ob nicht doch irgendwo und irgendwie ein Pferdefuß zu entdecken sei, an den man die Anklage der zu geringen Beachtung der Kurzformeln anhängen könnte. Deutlich und wiederum realistisch sei vor Augen gestellt: Wo Umschreibungen da sind, da kommt es fast immer zu Verkürzungen der Kurzformeln, da in diesen Umschreibungen auf der einen Seite mehr, auf der anderen Seite aber auch weniger vom Inhalt der Kurzformeln mitgeteilt wird: Mehr, was die existentielle Bedeutung betrifft, weniger, was die Komprimiertheit und nach allen Seiten hin abgewogene Klarheit der Formel angeht. Jedenfalls: Bemühen um die geistige Freiheit den Umschreibungen und den Formulierungen gegenüber, das heißt: Beachtung beider Erscheinungsweisen und Inkaufnehmen von Schwerpunktverlagerungen sind notwendige Voraussetzungen für das Entstehen eines guten Untertons untereinander.

Fleiß und Mut aus dem Glauben

Schließlich sei auf die Voraussetzung von Fleiß und Mut aus dem Glauben verwiesen. Mangelnder Fleiß und Ängstlichkeit, die oft Zeichen eines geheimen Unglaubens sein können, vergiften den Unterton im Dialog über die Deutung Jesu Christi. Wer sich innerhalb der ihm gegebenen Möglichkeiten nicht ausreichend mit der Gestalt Jesu beschäftigt, sei es, weil er zu bequem ist, sei es, daß er aus irgendwelchen Gründen (etwa der psychischen Verfassung oder der Erziehung) davor Angst hat, der ist in den meisten Fällen dazu geneigt, jede Diskussion über Jesus Christus zumindest in seinen innersten Gedanken als abträglich zu beurteilen, zu verurteilen und so die Voraussetzung für einen guten Unterton dem anderen gegenüber ernstlich zu gefährden.

Der gute Ton im offiziellen Verkehr derer, die um die Gestalt Jesu in unserer Zeit ringen, ist sicher wertvoll, aber ebenso sicher zu wenig. Zu diesem guten Ton muß der gute Unterton kommen, denn dieser ist zuvorderst Ausweis der inneren Gesinnung der so Ringenden. Wo dieser Unterton gut

ist, da weiß man: Das Innere der Persönlichkeit steht wirklich in Gemeinschaft, trotz verschiedener Akzentuierungen. Wo aber diese Gemeinschaft da ist, da sind solche Menschen im Namen Jesu versammelt. Wo dies der Fall ist, da versichert Jesus, daß er mitten in solcher Gemeinschaft sei. Dies aber ist zentral für das Gelingen eines richtigen Redens über Jesus Christus, daß nämlich Jesus von Anfang an dabei ist, eben auf Grund der guten Ober- und Untertöne, für deren Existenz sehr viel und ständige Arbeit im dargelegten Sinn erforderlich ist.

Bücher

Recht für jeden Menschen

1. *Wolfgang Huber — Heinz Eduard Tödt*, Menschenrechte. Perspektiven einer menschlichen Welt, Kreuz Verlag, Stuttgart 1977, 244 Seiten.

2. *Paul Hinder*, Grundrechte in der Kirche. Eine Untersuchung zur Begründung der Grundrechte in der Kirche, Universitätsverlag, Freiburg/Schweiz 1977, 303 Seiten.

3. *Elisabeth Moltmann-Wendel* (Hrsg.), Menschenrechte für die Frau. Christliche Initiativen zur Frauenbefreiung. Reihe: Gesellschaft und Theologie, Abt. Systematische Beiträge, Nr. 12, Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz — Chr. Kaiser Verlag, München 1974, 232 Seiten.

Bücher über die Menschenrechte bedürfen keiner Rechtfertigung: Die Menschenrechte sind eines der weltweiten Probleme unserer Zeit. Trotz ihrer Aktualität ist ihre wirkliche Bedeutung heftig umstritten: Harmlose oder gefährliche Instrumente des ideologischen Kampfes, moralischer Orientierungsrahmen, Hoffnung auf durchsetzbare Rechtstitel — das sind nur einige der Attribute, die sich an das mit Menschen-

rechten Gemeinte knüpfen. Doch was ist damit gemeint?

1. Das Werk der beiden Autoren Huber und Tödt, evangelische Theologen in Heidelberg, versteht sich als (längst fällige) grundsätzliche Auseinandersetzung, die die „Zersplitterung der Diskussion um die Menschenrechte in juristische, philosophische und theologische Aspekte zu überwinden und diese Perspektiven in einem Gesamtkonzept zu verknüpfen“ versucht (8 f). Wie wird vorgegangen? Was kommt dabei heraus? Entsprechen die Ergebnisse der Zielangabe der Autoren?

„Die Menschenrechte in der Gegenwart“ (14—35) bietet eine beschreibende Zusammenfassung aller Menschenrechts-Dokumente von 1948 an, wobei in der Beschreibung bereits unterschiedliche Positionen zwischen individuellen und sozialen Grundrechten herausgemeißelt werden, sodaß sich zeigen kann: „Menschenrechte, so fragil, antagonistisch und interpretationsbedürftig sie sind, sind in der Gegenwart nicht bloß Ideale von Philosophen oder Produkte von Weltverbessern, nicht bloß Begriffe und Schlagworte im ideologischen Kampf der Systeme“ (34).

Ein weiteres Kapitel ist der keineswegs immer rühmlichen Geschichte des Verhältnisses von Theologie, besser: Kirchen und Menschenrechten gewidmet (38—73). Die früher oft gegensätzliche Stellung von Christentum und Menschenrechts-Denken aus liberalistisch-aufklärerischer Herkunft scheint heute endgültig überwunden zu sein, ja sich ins Gegenteil gewandelt zu haben: Evangelische wie katholische Kirche gehören heute in den vielfältigsten Formen zu den wirksamsten Verteidigern der Menschenrechte. „Der Rechtscharakter der Menschenrechte“ (76—120) untersucht die für die drei Aspekte fundamentale „Grundfigur des Menschenrechts“, nämlich Freiheit, Gleichheit, Teilhabe (80 ff); doch werden diese Begriffe nicht in einem ahistorisch-statischen Sinne, sondern in ihrer Beziehung zueinander und zur jeweiligen kulturellen Situation interpretiert (88 ff). Als Beziehungsbegriffe machen sie erst die